

# In Badehose Fässer geputzt

**Ortsgeschichte** Wer heute eine Streuobstwiese pflegt, tut dies aus Idealismus. Bis in die 1960er-Jahre waren die Bäume jedoch wichtig für Küche und Keller. Drei Stockacher berichten von Zeiten, als Mostobst ein halbes Monatsgehalt wert, „Zibebenrassler“ verpönt und Schnaps ein Zahlungsmittel war. Von Gabi Schweizer

Der Apfelbaum hing voller Früchte, jeder wollte sie haben. Das war, erzählt Ludwig Junger, der größte und ertragreichste Baum im Stockacher Gemeindebesitz. Und so kam es, dass bei der Obstversteigerung der Preis immer weiter in die Höhe kletterte. Der Mann, der ihn letztlich abernten durfte, soll gesagt haben: „Dafür muss ich jetzt zwei Wochen schaffen gehen.“ Man müsse sich das mal vorstellen: Das war ein halber Nettolohn für die Ernte eines einzigen Baumes voller Mostäpfel, verdeutlicht Junger. Die Episode liegt Jahrzehnte zurück. Wer heute eine Obstwiese bewirtschaftet, tut dies vor allem aus Idealismus. Geld lässt sich damit keins mehr verdienen. Die 12 Euro, die der Obst- und Gartenbauverein Gomaringen für den Doppelzentner bezahlt, sind im Vergleich viel und doch nicht annähernd genug, um für die Mühe des Mähens, Pflegens und Erntens ordentlich entlohnt zu werden. Schon lange finden sich nicht mehr genügend Leute, die bereit sind, ein Gütle zu pflegen. Dabei wäre es so einfach, sich von der Gemeinde einen „Patenbaum“ zuteilen zu lassen.

„Nach dem wirtschaftlichen Aufschwung haben die Leute den Most auf einmal nicht mehr vertragen können.“

Ludwig Junger

Das war bis in die 50er- und 60er-Jahre ganz anders. Ludwig Junger, Landwirt, Schnapsbrenner und ehemaliger Ortsvorsteher, ist 80 Jahre alt. Er erinnert sich noch gut an Zeiten, in denen es „lebensnotwendig war, dass man ein Obststückle gehabt hat“. Denn ohne Obst gab es keinen Most, und der war – in der verdünnten Variante – damals das Alltagsgetränk im Streuobstgürtel. Daran können auch sein Bruder Willy Junger und Günter Letz sich entsinnen, beide im Vorstand des örtlichen Orts- und Gartenbauvereins und beide Jahrgang 1953. Vielleicht lag mal eine Flasche Wein im Regal, aber eine Bierkiste war in den Stockacher Kellern damals nicht zu finden. Bier habe man allenfalls flaschenweise in der Wirtschaft geholt. Dafür gab es manchmal gleich drei Mostfässchen. In ein besonders großes musste Günter Letz als Junge hineinschlüpfen und es von innen schrubben – „in der Badhos“ – und kam „geduscht“ wieder zum Vorschein.

Letz wurde Kfz-Mechaniker, Willy Junger Kaufmann. Aber ihre familiären Wurzeln haben beide in der Landwirtschaft, so wie viele ältere Stockacher. Als 1927 die Milchgenossenschaft gegründet wurde, gab es im Dorf 51 landwirtschaftliche Betriebe, also ungefähr genauso viele wie Häuser. „Vor jedem Haus ist eine Miste gewesen, und überall hat es gleich geschmeckt“, weiß Ludwig Junger, Jahrgang 1939, aus seiner Kindheit. Noch in den 50-

er- und 60er-Jahren hatte jeder Haushalt eine eigene Moste mit Mahlmühle und Spindelpresse. Auch wenn die Grundstücke durch die Realteilung klein waren, so wuchsen doch auf fast allen Kirschen, Mirabellen, Äpfel und Birnen. Auf die Weise gab es vom frühen Sommer an Obst.

„Die Leute haben für anderthalb Jahre Most gemacht“, erzählt Ludwig Junger. So sorgten sie für den Fall vor, dass es im Folgejahr eine schlechte Ernte gäbe. Hingen die Bäume doch voll, brachten sie den restlichen Most in der Brennerei vorbei, wo Junger ihn zu Schnaps weiterverarbeitete. Gab es hingegen mal gar kein Obst, vergärten die Stockacher „Zibeben“, also Rosinen. Gut sei der daraus gewonnene Most aber nicht gewesen, spöttisch sprach man vom „Zibebenrassler“. „Der ist verpönt gewesen“, Ludwig Junger weiß es noch gut. „Aber in der Not frisst der Teufel Fliegen.“ Ironisch fügt er hinzu: „Nach dem wirtschaftlichen Aufschwung haben die Leute den Most auf einmal nicht mehr vertragen können.“ Und im Derendinger Lädle, das früher einen satten Preis für die frühen und wohl-schmeckenden Jakob-Fischer-Äpfel gezahlt hatte, lagen statt dessen Orangen und Bananen im Regal.

Erst in jüngster Zeit erlebte das Streuobst eine neue Wertschätzung. In Gomaringen hat sich das „Netzwerk Natur“ gegründet. In Mössingen gibt es das Streuobstzentrum und das Apfelfest, das die ganze Vielfalt der hiesigen Früchte zeigt. Bei Mostwettbewerben werden die süffigsten Getränke prämiert. Die Obst- und Gartenbauvereine aus dem Steinlach-/Wiesaztal und das Mössinger Netzwerk Streuobst haben sich zusammengetan und produzieren seit 2016 gemeinsam den „Steinlachtäler“ Most. Auch der Saft wird ab dieser Saison ein gemeinsames Label tragen. Das meiste Material steuern die Gomaringer bei – 30 000 Liter Jahresumsatz machen sie im Schnitt allein mit Saft und Schorle.

Dabei ist der Saft eine relativ neue Erscheinung, früher pressen die Bauern keinen. Dafür lagerte Tafelobst in den Kellern, und Trockenfrüchte lieferten das Material fürs weihnachtliche Schnitzbrot. „Wenn die Oma Brot gebacken hat, hat sie anschließend Tafelschnitt in den Ofen, sobald er nicht mehr so heiß war“, erinnert sich Günter Letz. „Palmischbirnen waren gut zum Dörren“, fällt Ludwig Junger gleich ein.

Das waren die Süßigkeiten von damals. „Wissen Sie, wann ich meine erste Schokolade gegessen habe?“, fragt Ludwig Junger. Das war 1945, nach dem Krieg, als die Franzosen kamen. Die Stockacher sollten ihre Scheunen für deren Panzer räumen. In der Junger'schen Scheune passierte einem französischen Soldaten ein Missgeschick, er machte beim Einparken ein Fass kaputt. Das, erzählt der 80-Jährige, sei dem Mann „ganz arg“ gewesen. Anderntags habe er ihm und seiner Schwester einen ganzen Packen Schokolade vorbeigebracht.

Der Landbevölkerung, da sind die Männer sich einig, ist es in Notzeiten immer besser gegangen als den Städtern. Ludwig Junger erinnert sich an einen



Günter Letz, Willy und Ludwig Junger (von links) sind mit der Landwirtschaft groß geworden und haben zeitlebens Streuobstwiesen bewirtschaftet. „Wir sind im Prinzip alle Idealisten“, sagt Willy Junger. Bild: Uli Rippmann

Mann, der ein Stück Schwarzbrot erbetelte und dafür von Reutlingen hergelaufen war. Bei der Getreideernte klaubten Ährenleser auf, was die Bauern nicht erwisch hatten. Schnaps hätten die Leute selbst nach der Währungsreform 1948 auf den Bühnen gebunkert, weil sie der D-Mark nicht trauten, weiß Willy Junger noch: Eine Zeitlang sei es ein hervorragendes Zahlungsmittel gewesen. Und manchmal musste man ein bisschen mögeln. „Heute kann man's erzählen, das ist verjährt“, kommentiert er die Geschichte: „Wir hatten in Stockach den Viehversicherungsverein. Damit auch die Leute, die keine Tiere hatten, etwas gekriegt haben, hat ein Ochse sich den ‚Fuß brechen‘ müssen.“ Denn Fleisch aus einer „Not-schlachtung“ gab es für die Hälfte der Lebensmittelmarken. Die Tiere allerdings hätten kein schönes Leben gehabt, Weidhaltung war wegen der Realteilung nicht üblich. So verbrachten sie ihr Leben angebunden in miefigen Ställen.

Heute ist das Angebot an Lebensmitteln überwältigend. „Da schmeißt man einfach ein fertig belegtes Pausenbrot in den Müll“, sagt Ludwig Junger verständnislos. Auch das Kaufverhalten der Leute erstaunt die drei Männer immer wieder. Manche, erzählt Letz, liefern ihre Äpfel beim OGV ab und lassen sich Geld statt Gutscheinen geben – um dann, so vermutet Letz, billigen Konzentratsaft zu erwerben, und der wiederum sei meist Importware aus Polen oder China.

Dabei könnten sie mit Gutscheinen regionale Ware in Bio-Qualität bekommen. Wer Obst abliefern, unterschreibt, dass er

keine Pflanzenschutzmittel eingesetzt hat – auch wenn nicht Bio draufstehe, sei im Prinzip Bio drin in den heimischen Streuobstprodukten, erklärt Willy Junger. Die Zeiten, in denen hiesige Streuobstbauern im hochgeschlossenen Mantel, aber ohne Mundschutz, die Bäume mit Carbolöl „wuschen“, sind lang vorbei. Willy Junger etwa findet sich damit ab, dass er heuer die Hälfte seiner an sich guten Zwetschgenernte entsorgen musste, weil die Früchte vom Pilz befallen waren oder Würmchen drin wohnten. „So ist das dann halt.“ Wenn allerdings ein kleines, noch nicht tragendes Bäumchen völlig verlaust ist, dann möchten die OGVler es behandeln können. Prinzipiell zugelas-

sen kann man gut rumhacken, die haben keine Lobby.“ Wenn aber täglich 57 Hektar in Deutschland überbaut würden, dann hätten die Insekten auch keinen Platz mehr. Und jede Google-Abfrage koste Strom, fügt sein Bruder hinzu.

Auch die genaue Bewirtschaftungsweise möchten sie sich nicht vorschreiben lassen. Ein „Streithema“ ist die Mäherei. Dabei gebe es nicht die eine richtige Methode, findet Willy Junger. Kurzer Rasen freut die Greifvögel, die dann eher Beute erspähen. Der Balkenmäher sei insektenschonend. Ein Mulchgerät beschleunige den Verrottungsprozess. „Und die, die mit der Sense mähen, können sich das Fitnessstudio sparen.“ Aber das kann und will nicht jeder.

Früher, so berichtet Ludwig Junger, seien die Baumwiesen alle doppelt genutzt worden – das Gras oder Heu diente als Tiernahrung, und mit dem Dung wurden die Flächen nährstoffreicher. Allerdings wurden sie auch artenärmer, Naturschützer setzen heute auf Magerwiesen. Aber eine Magerwiese bedeute eben auch, dass die Bäume weniger Nährstoffe abbekommen, erklärt Willy Junger. Bäume punktuell zu düngen, mit Hilfe eines Erdbohrers und Schafwollpellets, sei ein großer Aufwand.

Bei Äpfeln und Birnen fiel die diesjährige Ernte auch aus anderen Gründen klein aus. Teils schreiben die Männer das der ganz normalen Alternanz zu – nach einem guten kommt ein schlechtes Jahr. Teils der Kälte im Frühjahr, die manche Sorten schlimmer traf als andere – je nach Blühzeit. „Insekten gehen nur in ganz offene Blüten“, erklärt Letz.

Heute ist der Gomaringer Obst- und Gartenbauverein mit seinen 300 Mitgliedern der wichtigste Ansprechpartner im Dorf für Menschen, die Streuobstwiesen pflegen oder in ihrem Garten einen Baum setzen möchten. Die erfahrenen Obstexperten wissen, welche Sorten sich eignen, und bieten Schnittkurse an. Günter Letz schneidet jedes Jahr mehr als 200 Bäume, auch solche im Gemeindebesitz.

Von der Politik wünschen die Männer sich manchmal mehr Pragmatismus und weniger Vorschriften – auch auf lokaler Ebene. Dass es im Schuppegebiet beispielsweise weder Strom noch Wasser gibt, bedauern sie sehr. „Aus lauter Angst und Vorsicht, da könnte jemand eine Werkstatt reinmachen“, ärgert sich Willy Junger. Wer im Herbst, nach einem langen Arbeitstag draußen auf der Wiese, abends seine Fässer mit Maische füllen will, sitze im Dunkeln. Als Willy Junger und Günter Letz eine blühende Wiese anlegen wollten, war das nur mit viel bürokratischem Aufwand möglich. Und wenn Gütlebesitzer erklärt bekommen, ihr Grasschnitt dürfe nicht in die Biogasanlage – dann verstehen Jungers und Letz die Welt nicht mehr. Viele Leute hätten ja gar keine Möglichkeit, zu heuen oder den Grasschnitt zu entsorgen, wie es bei einer Magerwiese Sinn macht.

Was aber würde passieren, wenn die Streuobstwiesen sich selbst überlassen blieben? Dann, sagt Willy Junger, würden die Bäume keine 40 Jahre alt, sie „vergreisen“. Ein gut in Schuss gehaltener Baum hingegen schafft es auf 150 Jahre. Manche Birne wird sogar noch älter.

„Früher war es lebensnotwendig, dass man ein Obststückle gehabt hat.“

Ludwig Junger

sen sind die Mittel, die auch in Hausgärten eingesetzt werden dürfen.

Aus solchen Gründen lehnen sie das Volksbegehren „Rettet die Bienen“ ab, dessen Initiatoren inzwischen mit der Landesregierung im Dialog sind. Allzu viele Vorschriften empfinden sie als kontraproduktiv. Und Ludwig Junger bemängelt, dass vor allem die Landwirte in der Kritik stehen: „Auf den zwei Prozent Bau-



Wilhelm Grauer aus Stockach beim Mosten, um 1970.

Bild: Geschichts- und Altertumsverein Gomaringen



Martha Kuttler und Willi Kuttler (von rechts) aus Stockach Ende der 1950er-Jahre mit einer Spritze zum Behandeln der Streuobstbäume. Mantel und Hut waren die „Schutzkleidung“, die Spritze selbst wurde von einem Pferd oder einer Kuh gezogen. Privatbild